

Der Flarz

Häuser von Kleinbauern- und Heimarbeiterfamilien

Donatus Stemmler

Lehrmittelbezug

- Leben in verschiedenen Ortschaften, KM 9.1
- Bauernhäuser der Schweiz, KM 19.1
- Stadt oder Land, KM 27.1
- Grabe, wo du stehst, KM 141.2
- Ein Dach über dem Kopf, TH 64
- Internet-Recherche, KM 135.2

Ziele

Die SchülerInnen

- lernen eine für das Züricher Oberland typische Hauskonstruktion kennen
- bearbeiten die Bildinformationen und verbalisieren
- vergleichen Teile eines Haustyps

Erscheinungsbild und Definition

Die Ausgangsform ist ein traufständiges Vielzweck-Bauernhaus mit ausladendem Vordach, das durch Hausteilungen, Erweiterungen und Umnutzungen von Scheunen in Wohnteile in ein mehrteiliges Reihenhäuser verwandelt wurde. Auffallend im Erscheinungsbild sind die langen Fensterreihen. Meistens sind es vier bis fünf aneinandergereihte, feinsprossige Fenster. Früher bestanden diese aus Butzenscheiben, die im 18. Jh. durch wabenartige, später dann durch achteilige Flachglasscheiben ersetzt wurden. Über den Fenstern, fassadenseits aufgesetzt, befanden sich die Bretterfallläden, die von innen über Zugsbänder bedient werden konnten. Oft sind Fallläden ornamental verziert (vgl. Appenzellerland).

-
- i** Es gibt verschiedene Flarztypen:
- traufständigen Flarz, giebelseitige Erweiterung,
 - Doppelflarz, Reihenflarz, der die quer zum First aufgereihten Wohnteile zusätzlich in der Firstmitte teilt
 - Querflarz, traufseitige Erweiterung eines Giebelfronthauses, links und rechts oder ein durch Erhöhung der Stockwerke umgebauter Reihenflarz (Wechsel der Traufseite in Giebelseite).
-

Eine Typologie ist insofern problematisch, da nachträglich umgebaute Häuser immer ein individuelles Erscheinungsbild aufweisen. Entsprechend unterscheiden sich Flärze eben von Fall zu Fall. So kann ein Flarz drei Wohnungen aufweisen – oder dann bis zu zehn oder mehr Wohnteile. Grosse Unterschiede gibt es auch in konstruktiver Hinsicht. Je nach Bautyp des Kernbaus und je nach Bauzeit der Umbauten sind verschiedene Wand- und Dachkonstruktionen im Spiel, oft auch bei ein und demselben Gebäude. So gibt es alle erdenklichen Kombinationen von Reihen-, Quer- und Doppelflärzen. Genaugenommen ist der Flarz also kein Haustyp, sondern eine sekundäre Hausform. Entsprechend kann man den Namen «Flarz» auch anders deuten: «flartschen», sich ducken kriechen – was nichts anderes heissen könnte, als dass ein kleines Bauernhaus durch die Reihenanbauten scheinbar immer länger und geduckter wird, also im wahrsten Sinne des Wortes «kriecht». Die sanfte Dachneigung (Tätschdach) vieler Flärze zeugt hingegen von der ehemaligen Holz-Schindeleindeckung (im Gegensatz zu den steilen Ziegeldächern). Solche Legeschindeln sind übrigens auch im Alpengebiet

üblich.

Reihenhäuser kommen erst nach der industriellen Revolution im 19. Jahrhundert in vielen anderen Regionen auf. So ist die bauliche Verdichtung mittels Reihenhäusern vor 1800 tatsächlich eine Spezialität des Zürcher Oberlandes.

Gerechtigkeit im Flarz

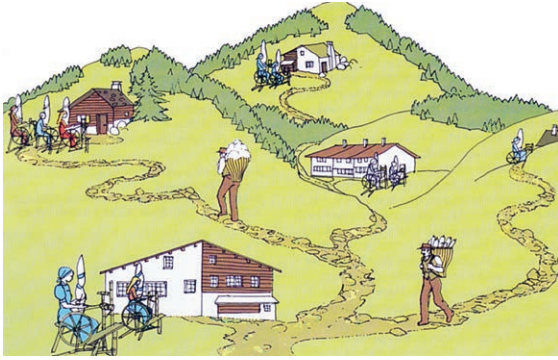
Die althergebrachte Nutzungsordnung einer Dorfgemeinde spielte bei gleichbleibender Bevölkerung äusserst gut. Um sich einer Übernutzung der Allmend zu erwehren, wurde die Nutzungsberechtigung denn auch 16. Jahrhundert auf eine Haushofstatt beschränkt. Nicht zuletzt auch deshalb, um den Zuzug von mittellosen «Fremden» aus andern eidgenössischen Orten zu verhindern. Da im reformierten Zürcher Untertanengebiet der Solddienst in Verruf kam und keine «überzählige» junge Leute mehr in Klöster eintraten, wuchs die Anzahl der Familien stetig. Um die Nutzungsrechte nicht zu verlieren, blieb also nichts anderes übrig, als in den bestehenden Häusern (= eine Haushofstatt) näher zusammenzurücken. Der Flarz entstand! Das Nutzungsrecht wurde je nach den neu entstehenden Hausteilen in sogenannte halbe, Drittels-, Viertels- oder gar Achtels-Gerechtigkeiten unterteilt. Im verdichteten Familienverband «verwandelte» sich der wohlhabende Grossbauer zum verschuldeten Kleinbauern. Ein Zeitzeuge von damals: «Es tuth mir weh, es öffentlich sagen zu müssen, ... dass ich auch unter diesen Familien einige sah, welche wehmütig wünschten, dass sie nur einmal in ihrem Leben dazu kommen möchten, mit ihren Kindern ein Winklein, so klein es auch immer wäre, allein bewohnen zu dürfen, um ihren Pflichten als Väter und Christen Genüge zu tun...»

Allmend

Neben der bebauten Flur gab es eine unbebaute, die sogenannte Allmend. Diese befand sich im gemeinsamen Besitz der ortsansässigen Bauern. Sie bestand in der Regel aus Wald, Wies- oder Streuland. Die im Kollektiv (Hofstattgrösse bestimmte die Anteile/Gerechtigkeit) genutzte Allmend diente als Weide für die Zugtiere und versorgte die Bauernfamilien mit Holz.

Heimindustrie im Flarz

Zum Überleben genügte den Familien der Zugang zur Allmend und zu den Waldrechten nicht mehr. Die Söhne verdingten sich als Tagelöhner im Unterland oder fanden vielleicht Arbeit als Korber, Chellenschnitzer, Schindelmacher oder Köhler. So sicherte erst das Aufkommen der Heimindustrie (Weberei, Baumwollspinnerei) den Lebensunterhalt nachhaltig. Die Industrialisierungswelle aus der Stadt Zürich erreichte gegen Ende des 17. Jahrhunderts nach dem Seegebiet und dem Knonauer Amt nun auch das Zürcher Oberland. Anfänglich waren es vor allem die Almosengenössige, die «ernehrent sich mit wäben und spinnen, desglichen mit dem Bättel» (1660, fünfköpfige Familie Brüngger von Weisslingen). Städtische Verlagsherren kauften das Rohmaterial ein, vermittelten es durch die Träger (Fergger) an die Landleute und nahmen die Fertigware zum Export wieder entgegen. Die Verarbeitung, anfänglich vor allem von Frauen und Kindern betrieben, garantierte im 18. Jahrhundert der endlich bessere Verdienst ein vollwertiges Einkommen. Der Nebenwerb entwickelte sich denn auch im Zürcher Oberland zum Hauptwerb von bis oder über 50% der Gesamtbevölkerung (es galt das am stärksten vorindustrialisierte Gebiet in ganz Europa).



Heimarbeit war nicht länger ein Armutszeugnis, sondern ein lukrativer Beruf. Dieser vorübergehende «Wohlstand» (dank 16stündigem Arbeitseinsatz) lockte nun weitere Menschen ins Zürcher Oberland. Um dem Zuzug von armen arbeitssuchenden «Fremden» Einhalt zu gebieten, wurden auch in Gemeinden ohne Allmend Gerechtigkeiten eingeführt. Nur über stetig sich erhöhende Einkaufsgebühren konnten sie sich als «Hintersässen» probenhalber für drei Jahre in der Gemeinde aufhalten – und die Flärze wurden wieder länger ...

Hintersässen hatten an Gemeindeversammlungen kein Stimmrecht und mussten hinter den Stimmenden Platz nehmen. Nach 1790 brach die bislang so erfolgreiche Handspinnerei innert weniger Jahrzehnte vollständig zusammen. Billiges Maschinengarn aus England war der Grund. Entlang den Wasserläufen entstanden nun die ersten Spinnereien und 1832 eine erste Weberei in Uster. Nach dem «Brand von Uster» durch die erzürnten Heimweber aus dem Oberland verzögerten sich Neugründungen, weshalb die Heimindustrie zumindest in der Weberei auch im 19. Jh. noch eine zeitlang ihren hohen Stellenwert beibehielt. Der Aufschwung der Fabrikindustrie war aber unaufhaltbar. Der Bau von Staatsstrassen und Eisenbahnlinien begünstigten die Industrialisierung. Die einzigartige Fabriklandschaft entlang dem Aabach («Millionenbach») ist Zeitzeuge davon (siehe unter Exkursionsvorschläge).

i Soziale Struktur

Im gesellschaftlichen Aufbau gab es nun vier Gruppen:

- Vollbauer, Anteil an der Gerechtigkeit (Holz und Land), stimmberechtigt
- Tauner (Teilbauer), Anteil an der Gerechtigkeit (Holz und nur z.T. Land), stimmberechtigt, z.T. ohne Landbesitz
- Hintersässen/Zuzüger ohne Grundbesitz/Nutzungsrecht
- Grundbesitzer («erfolgreiche» Hintersässen) ohne Nutzungsrechte

Informationen über das Wohnen damals
Der untenstehende Beitrag aus dem Themenheft «Zürcher Oberland» (© 1984 Lehrmittelverlag Zürich) kann Grundlage zur Erzählung sein. Über den Flarz hinaus ist er auf viele traditionelle Wohnformen in Bauernhäuser der ganzen Schweiz übertragbar. Dieser Text gibt über die Beschreibung hinaus auch Zeitbild und Weltanschauung wider.

Der Beitrag kann auch als zusätzlicher Lesetext für die Schüler/innen verstanden werden. Diese könnten nach dem Lesen des Textes die Fotos den anderen sprechend präsentieren.

Besuch in einem Flarz vor über 150 Jahren
Wir stehen vor einem Flarzhaus. Die Eingänge für die mittleren Gebäude sind auf der Rückseite, jene der beiden äusseren, von der Seite her. Rückwärtig des Flarzes ist seit kurzem ein Verschlag angebaut. Wir halten uns die Nase zu, wenn wir dort vorbeikommen...

Nun treten wir in den Hausgang. Am «Undergaden¹ vorbei tappen wir vorwärts im Dämmerlicht. Die Kellertreppe ist vorsorglich durch ein Geländer abgeschränkt.²

Der Kücheneingang blickt uns als schwarzes

¹ Dieser Raum schliesst hinten an die Küche an. Er diente als Obstkeller, Webstube, Geissenstall oder Gerümpelkammer.

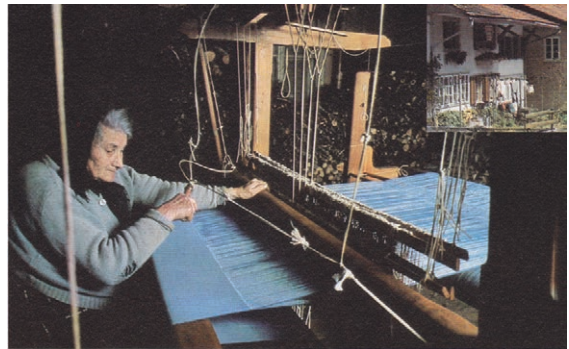
² Keller gab es bei den ältesten Flarzhäusern keine. War einer vorhanden, betrat man ihn häufig von der Hausvorderseite her.

Loch entgegen, verfinstert durch die riesige Rauchöffnung über dem Sandsteinherd. An der «Rassle», einem Gerüst aus Stäben, hängt Räucherfleisch über der Kochstelle. Neben dem Herd steht die gemauerte Brenntolle mit dem kupfernen «Tollenchessi». Hier wird jeweils Schnaps gebrannt und zweimal im Jahr Wäsche gesotten. Häufigeres Waschen vermeidet man, weil dies auf eine allzu spärliche Aussteuer hindeuten könnte. Auf dem untersten Brett des grossen Küchengestands steht das «Wassergeltli». Welch ein Unglück, wenn sich beim Wasserholen der ganze Inhalt über den Küchenboden ergiesst. Der gestampfte Lehm Boden verwandelt sich sofort in eine glitschige Schlammfläche. Auch Untergaden und Keller haben die gleichen Böden aus festgestampftem, mit Kieselsteinchen durchspicktem Lehm.³

Von der Küche, manchmal auch vom Gang, führt eine Treppe ins Obergeschoss. Doch vorerst betreten wir die Stube. Im Gegensatz zur Küche ist sie hell und licht, denn die aneinandergereihten Fenster auf der Mittag- oder Abendseite lassen reichlich Sonnenschein herein. Blickfang und Zentrum der Stube ist der Kachelofen. Der «Ofechrutz»⁴ ist die Hauptverkehrsader im Innern des Flarzhauses. Von ihm aus lässt sich auch die Ofendecke bequem ersteigen. Diese ist im Sommer Gerümpelecke mit Socken, Pantoffeln, zerrissenen Hosen, Mutters Kohlebügeleisen und Vaters Rasierzeug. Im Winter ist die Ofendecke beliebtester Aufenthaltsort der Familie, vorab der Kinder, die hinter dem «Umhängli» gar manches vernehmen, was nicht für Kinderohren bestimmt ist.

Zweiter Blickfang in der Stube ist der Webstuhl. Er steht hart vor die heimeligen Reihenfenster gerückt. Der Webstuhl könnte auch in der Nebenstube oder im feuchten Webkeller

unter der Stube stehen. Fast in allen Häusern rattern die Handwebstühle tagein, tagaus, oft bis spät in die Nacht hinein.



In der Stube stehen auch ein Tisch mit einigen Stabellen, vielleicht ein harthölzener Ofenstuhl mit Lehne und eine Kommode. In die getäfernten Tannholzwände sind Wandschränke eingebaut. Dicke «Trämer» (Balken) tragen die Stubendecke. Kleine Brettchen, die an ihr angenagelt sind, tragen den Bücherschatz der Familie, der sich auf Bibeln und Andachtsbücher beschränkt.

Über den «Ofechrutz» steigen wir, mit dem Kopf den Fallladen aufstossend, in eine Schlafkammer im Obergeschoss. Wir befinden uns in einem einfachen Raum mit Holzwänden. Da stehen zwei Truhen und ein Kasten. Den meisten Platz nimmt ein Himmelbett ein. Warum ein Himmelbett? Erstens dient das Dach über der Schlafstätte zur Winterszeit, wenn man den vielen Gerümpel von der heissen Ofendecke wegräumen muss, als Ausweichplatz. Zweitens fängt der Betthimmel Reisingnadeln, Staub und stechlustige Krabbeltierchen auf, die sonst aus Ritzen und Spalten der Kammerdecke auf den Schläfer niederrieseln würden.

Schliesslich gelangen wir durchs Obertillleiterli auf die Winde (Estrich). Das schwarze Gebälk unter dem Dach erinnert an das freie Entweichen des Herdrauches durch die Obertilli, bevor ein Kamin eingebaut wurde. Der Rauch imprägnierte das Schindeldach und verhinderte, dass das Gebälk vom Holzbock befallen

³ Im Keller standen die Mostfässer. Hier befanden sich auch das Gestänge für die Hühner (im Winter) sowie die Obsthurde (Gestelle).

⁴ Diesen Lehm Boden ersetzte man später durch rote Tonplattenböden.

wurde. Auf dem Estrich finden wir neben Reissigbündeln und altem Hausrat die staubigen Frucht- und Stücklikästen, welche die süsse Herrlichkeit der gedörrten Apfel- und Birnenschnitze bergen.

Quellen/Literatur

Fotos/Illustration/Vorlesetext aus dem Themenheft «Zürcher Oberland» © 1984 Lehrmittelverlag Zürich (Max Iseli)

Hans Kocher: Der Flarz. Heimarbeiter- und Kleinbauernhaus im Zürcher Oberland, Schellenberg Pfäffikon ZH, 1986

Beat Frei: Die Bauernhäuser des Kts. Zürich, Bd. 2. Das Zürcher Oberland, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Zürich 2002

Links und Exkursionshinweise

- http://www.bauma.ch/html/freddi_haus.html
- <http://www.ortsmuseum.ch/>
- <http://www.industrieensemble.ch/industrielehrpfad.html>

Aufnahmen aus dem Ortsmuseum Hinwil
Küche



«Tollechessi»



Kachelofen mit «Ofechruz»



Schlafkammer

